

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Unsere Heimat 1957**

9 (1957)

9

HEIMAT

Unser



P6 A 833

3. JAHRGANG / 1957

*Blätter aus der Prignitz*



*Lehrlinge*

*zum Tage des einheitlichen Lehrbeginns*

Kreidezeichnung von Prof. Otto Bertl, Bad Wilsnack

## Amtsrat Clausius und die Bückwitzer Bauern

Fortsetzung

In aller Frühe des 19. Septembers 1789 erschien der Richter Jahn mit einer Rotte von 29 Gutsknechten und den Gerichtsdienern bei den Verurteilten und wies sie unter Schimpfworten und mit Schlägen ohne Rücksicht auf Kinder und Kleinstkinder von ihren Höfen. Die wenigen armseligen Möbel und die sonstigen Habseligkeiten warf man auf die Straße. Dagegen wurde das in den Ställen zurückgebliebene Vieh, soweit es nicht für die Nachfolger vorgesehen war, verkauft und der Erlös zur Deckung der Prozeßkosten verwandt. Clausius hatte alles wohl überdacht und gut vorbereitet, denn alle drei Höfe wurden nur seinen Leuten zugesprochen. Die Wirtschaft des Haase erhielt der Ackerknecht Joachim Rau, den Schmidtschen Hof der herrschaftliche Kutscher Christian Weber, und der von Kiesel war dem Jäger Müller zugedacht. Doch Müller zeigte zur Landwirtschaft keine Neigung und versprach sich nichts davon, er wollte lieber Jäger bleiben. Und Gottfried Kiesel fühlte Reue, ihm taten seine Sünden leid. Beide einigten sich daher, Kiesel zahlte dem Müller eine Abstandssumme von 50 Rthlr. Clausius gab hierzu großmütig sein Einverständnis, und so konnte Kiesel, nachdem er gleichfalls seine Untertänigkeit bekundete, wieder in sein Haus einziehen. Die Möbel von Schmidt und Haase lagen noch jahrelang auf der Straße, wo sie der Witterung ausgesetzt waren und langsam verkamen. Sie selbst mit ihren Familien fanden zunächst bei mitleidigen Menschen ein kümmerliches Obdach.

Durch diese drastischen Maßnahmen hatte Clausius alle Dorfbewohner in Furcht und Schrecken versetzt und damit erreicht, was er wollte. Als er dann kurze Zeit später auf dem Gutshof mit den reumütigen Untertanen zusammenkam, um über den künftig zu leistenden Hofdienst Rücksprache

zu nehmen, da gab es keine Widerrede. Jedem einzelnen Bauern konnte er mit höhnisch lächelnder Miene einen längst vorbereiteten Vertrag zur Unterschrift für die wenigen Schriftkundigen und zur Kreuzezeichnung für die Schriftunkundigen vorlegen; der u. a. folgendes enthielt:

„Es verspricht vorstehender Untertan, der Bauer Christoph Grützmacher, wie und was er an das hiesige Gut entrichten wolle.

1. An Dienstgeld  
jährlich 15 Rthlr.
2. An Geldpacht  
jährlich auf Martini neunzehn Groschen sechs Pfennige.
3. An Naturalien
  - a) eine Gans in natura auf Michaelis,
  - b) jährlich ein Rauchhuhn in natura zu allen Zeiten,
  - c) muß jeder Untertan jährlich in natura 4 Pfd. Hede (Flachs) spinnen,
  - d) muß er auch jährlich 12 Scheffel Roggen mit dem gehörigen Übermaß entrichten und
  - e) jährlich 12 Scheffel Gerste auf Martini auf dem hiesigen Gut abliefern.So wird er dann auch
4. an Hofdienst jährlich bei dem hiesigen Gut ableisten:
  - a) in jeder der 6 Fahrzeiten einen Tag mit dem Haken und zwar mit 2 Ochsen und einem Häker gleich 6 Tage,
  - b) zum Eggen mit eisernen und hölzernen Eggen jeder 2 Tage,
  - c) zum Korneinfahren jeder jährlich 2 Tage, wobei sie 7 Mandeln Roggen und 8 Mandeln Sommerkorn aufladen,
  - d) zum Heueinfahren vom Bückwitzschen, Clausiushofschen und Dreetzschens Felde jährlich 4 Tage,
  - e) zum Holzfahren nicht über 2 Meilen jeder jährlich 4 Tage mit dem Gespann, und zwar sämtlich bei eigenem Mahl und Getränk.
5. an Handdienste
  - a) jährlich in der Roggenernte jeder je einen Tag mit Mäher, Binder und Harke gleich 3 Tage,

- b) zur Ernte allerhand andere wirtschaftliche Arbeiten, wenn sie dazu angesetzt werden, bei eigener Kost und Getränk, jeder jährlich 15 Tage.

Beiderseits Contrahenten genehmigen nochmals vorstehenden Vergleich in allen Punkten und haben denselben unterschrieben.

Geschehen Bückwitz, den 7. Oktober 1789  
Peter Gottlieb Christian Clausius  
+ + + Zeichen des Chr. Grützmacher  
Jahn als Richter zu Bückwitz.“

So oder ähnlich lautend, wie im vorliegenden Falle mit Christoph Grützmacher abgeschlossen, waren auch die Verträge für die anderen Bauern abgefaßt.

Wenn nach Clausius' Meinung die beiden enteigneten Bauern kein Recht besaßen, gegen das vollstreckte Urteil Einspruch zu erheben, so taten sie es doch. Vor allem waren es zunächst die Frauen, die das Urteil nicht anerkannten und ihre Besitzansprüche geltend machten. Nach ihrer Ansicht gehörten die Höfe nicht den Männern, sondern ihnen, da beide, Schmidt und auch Haase, sich eingeheiratet hatten. In der darauf erfolgten Erörterung wurde jedoch von der Domänenkammer den Frauen zu verstehen gegeben, daß die Höfe weder Eigentum der Männer noch der Frauen seien, es sich vielmehr um hörige also Lassithöfe handelte.

Es gab wohl kaum eine richterliche Behörde in Preußen, bei der nunmehr die beiden Geschädigten wegen ihrer erlittenen Unrechte nicht vorsprachen. Teils beschränkten sie sich auf schriftliche Eingaben, andererseits aber war die Zeit mit beschwerlichen und kostspieligen Reisen zu den einzelnen Dienststellen ausgefüllt, wo sie ihren Fall in den schwärzesten Farben darstellten. Und tatsächlich schien es so, als ob die Bemühungen Erfolge zeigten, denn nach sieben Jahren, am 21. März 1796, erhielten Amtsrat Clausius und auch die Gemeinde ein Erkenntnis der Domänenkammer, das dahin lautete: „Der Kriegsrat Clausius wird für schuldig befunden, beide Bauern, Haase und Schmidt, sind wieder in ihre Höfe einzusetzen, und zwar so, wie sie am 19. September 1789 aus denselben vertrieben wurden.“ Abgesehen von den beiden Neulingen gab es in Bückwitz nicht eine bäuerliche Behausung, in der nicht Jubel und innerliche Genugtuung über diesen Rechtsspruch herrschte. Wohl alle bemitleideten die um ihr Recht kämpfenden und so hart vom Schicksal geprüften Familien. Nur

einer tobte und brüllte. Die donnernde Stimme des Amtrats Clausius kreischte über den Gutshof und durchs Dorf. Er erhob sofort gegen diese neuerliche Entscheidung Einspruch und führte die Unmöglichkeit an, die jetzigen Besitzer, Rau und Weber, wieder von den Höfen zu entfernen. Rau hätte neue Gebäude errichtet und Weber gleichfalls bedeutende Reparaturen ausgeführt. Überhaupt, so folgerte er in seinem Schreiben, sei das Verfahren doch nur mit Genehmigung der Domänenkammer geschehen.

Wieder verging ein volles Jahr, für die Exmitierten voller Bangen und Hoffen. Am 30. März 1797 traf dann das abschließende Urteil in Bückwitz ein. Es hob das vorjährige auf und stellte die erste Entscheidung mit der Begründung wieder her, daß Schmidt und Haase ungehorsame und widerspenstige Untertanen wären, solche könnten auf Verlangen ihres Herrn entfernt und die Höfe mit ruhigen Wirten besetzt werden. Nochmals kamen beide Geschädigten schriftlich und mündlich beim Minister, bei Hofe und beim König selbst ein, auch beim Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm III., sprachen sie vor. Jedoch in allen Fällen blieb die Antwort stets die gleiche: „Da in dieser Angelegenheit der Richterspruch bereits entschieden hat, so muß es dabei sein Bewenden behalten.“ Ein letztes Schreiben, das auf Sonderbefehl des Königs gefertigt und vom Minister von Voss unterschrieben war, gab den „Supplikanten“ (Bittstellern) den Bescheid, daß ihnen wegen ihres Ungehorsams Recht geschehen sei; im Falle sie aber später ihre Sinnesänderung nachweisen könnten, so solle auf sie alsdann vorkommendenfalls bei Besetzung eines Grundstücks Rücksicht genommen werden. Und dabei verblieb es, beide Enteigneten kamen nie mehr in den Besitz eines Hofes. Die geringen Ersparnisse waren aufgebraucht und mit den Eingaben und den Reisen nach Berlin und Potsdam zerronnen. Haase verblieb bis zu seinem Tode als Arbeitsmann in Bückwitz, während Schmidt, nachdem er noch in einer ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Gutsherrn ihn und den gesamten herrschaftlichen Hof verfluchte, in die Gegend von Pritzwalk verzog, wo er dann bald aus Kummer über das ihm zugefügte Unrecht verstarb.

Der Fluch des enteigneten Bauern Schmidt, so erzählten es sich die Bückwitzer untereinander, konnte nicht ohne Bedeutung bleiben. Und tatsächlich schien es so, als ob damit und seit dieser Stunde der Höhepunkt des despotischen Regimes des Amtrats Clausius überschritten war. Zwar stieg noch der tyrannische Herrenstolz dem Clausius wie einem Wahnsinnigen in den Kopf. Einmal verschenkte er, stellte auch unberechtigt Lehnbriefe aus, dann kurze Zeit später schäumte er vor Wut und zog das Verschenkte wieder ein. Er ordnete an, daß seine männlichen Untertanen, sobald sie am

Herrenhaus vorbeigingen, die Mütze zu ziehen hätten, gleich, ob jemand ansichtig wäre oder nicht. Von den Frauen verlangte er in der gleichen Handlung einen tiefen Knicks.

Für seine ihm genehmen Leute sorgte Clausius stets, jedoch meistens auf Kosten anderer, nicht minder für die Mägde, für die er immer einen Partner fand. Seinen Diener Gädicke, den früheren Leineweberjungen, schätzte er sehr und ließ ihm manche Vergünstigung zukommen. Kannte doch Gädicke im Laufe seiner zehnjährigen Bedientenzeit nicht nur alle Intimitäten des Clausius, sondern auch die vielen Schmutzigkeiten, die vom Herrenhaus ausgingen. Und der treue Diener konnte schweigen. Für ihn richtete Amtsrat Clausius in einem neu und besonders dazu erbauten Hause gegen einen geringen Grundzins von jährlich 2 Rthlr. den Dorfkrug ein. Gädicke war mit seinen gut erzogenen Manieren aber auch mit viel Mutterwitz zum Schankwirt wie geschaffen und verstand es in einer sehr klugen Art, jeden Gast auszuhorchen. Von ihm ist dann auch — allerdings erst später — bekanntgeworden, daß sein Herr während der Neustädter Amtszeit alle diejenigen Dokumente und Urkunden aus dem Amtsarchiv entfernte und verbrannte, in denen die Rechte der Untertanen durch die früheren Amtsbesitzer, im besonderen die Vergünstigungen, die ihnen der Prinz, von Hessen-Homburg zustand, und woran niemals etwas geändert werden sollte, gesichert waren. Hätte Gädicke schon früher diese Aussagen machen können, dann dürften die Enteignungsprozesse wohl eine andere Wendung gefunden haben. So aber blieb er, solange Clausius in Bückwitz herrschte, seines Herrn getreuer Diener.

War es der Fluch des Bauern Schmidt oder waren es andere Umstände, die dazu führten, die Bückwitzer Herrenzeit des Amtsrats Clausius schneller, als er es wohl selbst vermutete, zu Ende zu bringen? Mehrmalige schlechte Ernten, dazu grauenhafte Viehseuchen und wohl nicht zuletzt oftmals der passive Widerstand der zum Hofdienst gezwungenen Bauern erschütterten arg die herrschaftlichen Vermögensbestände. Noch mehrmals bäumte sich der Herrenstolz des alt und grau gewordenen Gutsherrn gegen das Unabwendbare auf und brach in Zornesausbrüchen gegen die Untertanen los. Doch ohne wahre Freunde, die ihm zu diesem oder jenem Schritt noch hätten raten können, überall nur Feindschaft, Schmarotzertum oder Augendienerei, selbst zum Schluß noch von seiner Frau verlassen, so wurde Clausius ein einsamer Mann. Innerlich nun auch mit sich selbst unzufrieden, verschlechterte sich seine Wirtschaftsführung immer mehr. Zunächst fiel die Besitzung Clausiushof zum Opfer, sie wurde verkauft und ein Jahr später dann auch das Rittergut Bückwitz. Der ihm noch verbliebene Erlös

reichte nur noch für eine Büdnerstelle in Henningsdorf bei Berlin, wohin er verzog. Hier verzehrte er den Rest seines Vermögens und verstarb einsam und verlassen im hohen Alter und, wie man behauptete, in der größten Armut. Milde Gaben an Speisen sollen ihn nur noch gesättigt haben. — Für die Bückwitzer Bauern wirkten sich die Steinschen Reformen jedoch erst 1817 mit der durchgeführten Separation aus, und damit erfolgte auch die Ablösung der Hofdienste. Das Patrimonialgericht bestand trotzdem noch bis 1849.

Von der Herrlichkeit des Bückwitzer Rittergutes ist so gut wie nichts bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Nach dem Verzuge Clausius' wechselte das Gut mehrmals den Besitzer, doch keiner konnte trotz günstiger Wirtschafts- und guter Bodenverhältnisse darauf bestehen. Im Jahre 1828 erwarb der damalige Eigentümer des Rittergutes Metzelthin, von Winterfeld, den Bückwitzer Besitz und schlug diese Ländereien den seinen zu, um nunmehr alles gemeinsam von Metzelthin aus zu bewirtschaften. In Bückwitz verblieb zunächst nur eine Meierei, bis im Jahre 1852, durch Blitzschlag verursacht, der größte Teil der Wirtschaftsgebäude niederbrannte. Die noch erhalten gebliebenen Stallungen kamen alsdann im darauffolgenden Jahr zum Abbruch und wurden halbwegs nach Metzelthin auf der Anhöhe als Vorwerk, der „Bau“ genannt, wieder aufgebaut. Um jedoch den bäuerlichen Fluch zu bannen, der nach Meinung der Bückwitzer auch nach Clausius' Tod immer noch auf der Zwingburg, dem Clausiusschen Herrenhause, lastete, kam man im Jahre 1840 überein, das einstmals so feste und vornehme Gebäude kurzerhand abzureißen.

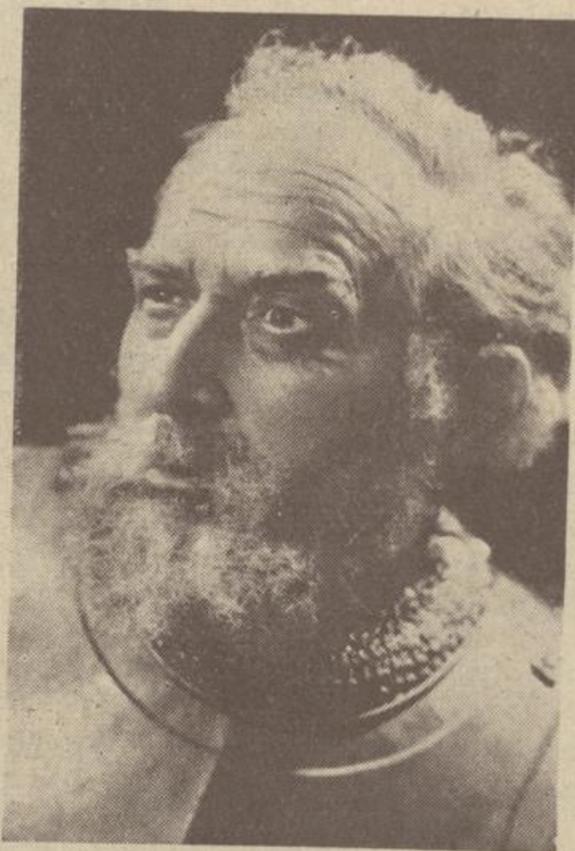
So endete die Clausiussche Despotenzeit, aus der sich die Bückwitzer im Dorfkrug und in den Spinnstuben jahrelang die schauerlichsten Geschichten erzählten. In den Schummerstunden traten dann auch wohl die Kinder bettelnd an die Großmutter heran, an sie, die so gut erzählen konnte, und wollten das ihnen längst bekannte Märchen von dem grausigen Gutsherrn und dem verwunschenen Schlosse, das einstmals im Dorfe stand, immer und immer nochmals wieder hören. Doch auch diese Zeiten der Schummerstunden sind längst vorbei, und von den Bückwitzern wird heute kaum noch jemand etwas davon wissen, wie einst ihre Vorfahren mit dem „Spanischen Mantel“ und der „Fiddel“ zum Gaudium des Feudalherrn und zum Gespött seines Gesindes die Dorfstraße auf- und abtraben mußten. Keine Sage und keine Überlieferung, nichts ist geblieben, lediglich im Namen des Gehöfts „Clausiusshof“, das heute zur Gemeinde Groß-Derschau gehört, ist der Name des Mannes erhalten geblieben, der Bückwitz und die weitere Umgebung 35 Jahre lang in Angst und Schrecken versetzte.

*Prignitzer Heimatspiele*

In Kyritz sprach man immer viel von einer Bassewitztradition, ließ die Tradition aber mehr und mehr verblassen, und schließlich blieb nur noch ein Maskenball übrig. Zu einem Festspiel reichte es nur 1937 zur 700-Jahrfeier der Stadt. Das damals entstandene Bassewitzspiel von Siegmann wurde auf der Saalbühne aufgeführt, an alljährliche Wiederholungen dachte niemand. 1949 regte die damalige Kreissekretärin des Kulturbundes zu einem neuen Bassewitzstück an, das ich nach umfangreichen heimatgeschichtlichen Studien schrieb. 1950 war es fertig, Teile daraus wurden im Bernhard-Kellermann-Haus in Potsdam vor Fachleuten gespielt und Verfasser und Darsteller ernteten große Anerkennung. Bald mußten aber die Proben eingestellt werden. Wir hatten zwar eine sehr gute Besetzung — einer der Darsteller wurde inzwischen Theaterwissenschaftler, ein anderer Regisseur beim Fernsehfunk — aber wir hatten keinen Regisseur, der solche große Aufgabe zu meistern verstand. Wieder vergingen Jahre, in denen von „Bassewitz“ kaum noch gesprochen wurde. 1954 war Alfred Winkel Bürgermeister in Kyritz, und ihm fehlte es nie an Ideen, um so mehr an Leuten, die sie ausführten. Etwa 6 Wochen vor dem traditionellen „Bassewitztag“, dem Montag nach Invocavit, rief er einige Kulturfunktionäre zusammen und entwickelte ihnen seinen Plan, „Bassewitz diesmal ganz groß“ mit einem Festspiel, der „Gefangennahme“ des Raubritters und der Verteilung von Rundstücken an die gesamte Einwohnerschaft zu feiern. Das Spiel einzuüben war natürlich in so kurzer Zeit nicht möglich. Wir inszenierten also die Gefangennahme des Bassewitz an der Stadtmauer. Hierzu erschien der „Bürgermeister“, den ich darzustellen für würdig erachtet wurde, mehr venetianisch als kyritzerisch, die „Bürgerinnen“ in Biedermeier, die Stadtknechte ähnelten z. T. Toreros, und die Handwerks-gesellen, die den Bassewitz gefangennehmen sollten, setzten sich Faschings-nasen auf und fanden ihren Hauptspaß darin, den schrecklich dräuenden Darsteller des Raubritters, den riesigen Willi Otte, zu verprügeln. Die Bevölkerung fand das Ganze großartig und meinte, es sei nicht mehr zu steigern. Im nächsten Jahre, also 1955, gingen wir rechtzeitig an die Vorbereitungen. Ich hatte inzwischen viel hinzugelernt und veränderte mein Stück wesentlich. Die Bürger wurden nicht mehr als Spießer, sondern als die fortschrittlichste Klasse der Zeit um 1400 gezeichnet. Das Stück erhielt eine klare Aussage gegen alle Friedensbrecher und den Titel „Der Bassewitz sinnt wieder Krieg“. Auf meine Bitte wurde Walter Timm die Insze-

nierung übertragen, und nun begann erst eine wirkliche künstlerische Arbeit.

Walter Timm forderte und erhielt eine Bühne, die uns zunächst als „Illusion“ erschien, aber schon bei der ersten Aufführung erwies sich, daß sie für die Massen, die jetzt auf die Beine gebracht wurden, noch zu klein war. Noch einmal schrieb ich das Stück um, jetzt stellte es sich in jambischen



*Walter Timm als Bassewitz*

Versen vor, Wünsche des Regisseurs wurden berücksichtigt, und dann begannen die Proben, Proben, die jeden Beteiligten begeisterten. Um das Bassewitzfest zu einem wahren Volksfest machen zu können, wurde es vom Februar in den Juni verlegt, eine Maßnahme, die die gebürtigen Kyritzer zunächst ablehnten. Im Juni 1955 wurde das Spiel dann vor 6000 Menschen an einem glühend heißen Sonntagnachmittag aufgeführt. So etwas hatte Kyritz noch nicht erlebt. Nach diesem Erfolg wurde schnell für den Dienstagabend eine Wiederholung vorbereitet, und es zeigte sich, daß die

Wirkung des Spieles bei künstlichem Licht viel größer war. Diesmal waren 1400 Zuschauer anwesend.

Im Juni 1956 wurde das Spiel in drei Abendvorstellungen aufgeführt. Noch einmal war es bearbeitet worden, aus sieben Bildern hatte ich sechs gemacht. Die Bühne wurde nach einem Entwurf von Walter Timm durch zwei riesige, den ganzen Platz abschließende Stadtmauern erweitert, die in



*Will Anders als Bürgermeister*

das Spiel einbezogen wurden. Der Anblick des von Fackelträgern begleiteten Zuges mit dem gefangenen Bassewitz, der vom Rathaus her über die Mauer kam, wird jedem unvergeßlich bleiben.

Unser Spiel hatte zur Nachahmung gereizt. Wittstock baute im alten Burghof eine Freilichtbühne und spielte den „Klaus Totengräber“ von Walter Fink, Jüterbog, ein Spiel, das eine Sage aus der Gegend von Jüterbog behandelt. Leider hat sich noch niemand gefunden, dem der Rat der Stadt Wittstock ein Spiel in Auftrag geben konnte, das eine Episode aus der

ereignisreichen Geschichte der alten Bischofsstadt behandelt. Das 700-jährige Pritzwalk ließ auf dem Trappenberg eine riesige Freilichtbühne erbauen, bei deren Errichtung die Einwohner viel Solidaritätsarbeit leisteten. Tausende waren von dieser schönen Kulturstätte begeistert, nur der Architekt murrte, er hatte noch einen Teich zwischen Bühne und Zuschauerraum geplant, aber die Pritzwalker hatten zu einem Teich hoch oben auf dem Trappenberg kein rechtes Zutrauen. Bei mir wurde von seiten der Stadt ein Spiel nach der alten Klemensage bestellt, und Walter Timm wurde gebeten, auch in Pritzwalk die Regie zu übernehmen. Wir nannten das Stück nach einem Satz aus dem überlieferten Klemenbrief: „Der Klemen bleibet Euer Feind“. Hiermit war auch die Aussage des Stückes erläutert: Jedes Versöhnertum mit den Mächten einer vergangenen Epoche ist verderblich. Der Beifall, den die etwa 12 000 Besucher diesen Aufführungen spendeten, war enthusiastisch. Statt der vorgesehenen drei mußten sechs Aufführungen durchgeführt werden, und es gab manche, die alle sechs besuchten. Die Aussage des Stückes wurde richtig verstanden, die Worte des Klemen: „Ich bleibe Euer Feind, mit allen, die ich kann zuwege bringen“, gelten 1957, wie sie um 1400 galten. Jetzt fragte niemand mehr wie 1950 in Potsdam: „Was gehen uns heute noch die ollen Ritter an?“ Man hatte erkannt, daß man heute gültige Wahrheiten auch an historischen Stoffen beweisen kann, und daß sie in dieser Form vom Publikum sogar lieber abgenommen werden. Für 1957 wurden zwei neue Spiele gebraucht. In Kyritz wollte man des Todes der Bürger Schulze und Kersten gedenken, die im April 1807 von nassau-usingischen Truppen erschossen worden waren, und Putlitz brauchte ein Spiel für seine 1000-Jahrfeier.

Ich schrieb für Kyritz eine dramatische Reportage: „Saat des Sturmes“, ein Spiel in neun Bildern, das an Regisseur und Spieler Anforderungen stellt, die über das übliche, Laien zuzumutende Maß hinausgehen. Einen dramatischen Konflikt enthält die traurige Episode aus der Geschichte der Stadt Kyritz nicht, um so deutlicher zeigt sie, daß heute verhindert werden muß, was damals geschah, daß Westdeutsche auf Befehl einer fremden Macht auf uns schießen müssen. Die Wahlen machten eine Verlegung des Bassewitzfestes auf die Tage vom 5. bis 8. September notwendig. Bis dahin müssen wir dieses Spiel trotz aller Schwierigkeiten auf die Bühne bringen.

Putlitz schuf in seiner alten Burgruine eine Freilichtbühne, die nicht nur in einer idyllisch schönen Umgebung liegt, sondern in ihrer Anlage auch den Intendanten des Landestheaters Parchim befriedigte. Hier wird noch manches Schauspiel über die Bretter gehen, die die Welt bedeuten. Zur 1000-Jahrfeier war es das heitere Spiel „Als sich die Gans die Flügel brach“. Die Fabel ist frei erfunden, den geschichtlichen Hintergrund bildet der Machtkampf der Herren zu Putlitz gegen den ersten Hohenzollern auf dem Markgrafenstuhl Brandenburgs. Ich wollte in diesem Spiel zeigen,

daß Feudalherren und Kirche nichts taten, was nicht ihren Interessen diene. Die Worte „Ich helfe Dir, weil Du ein Mensch bist“, kommen aus dem Munde einer einfachen, armen Frau und werden an den gerichtet, der sie durch Verleumdung beinahe einer Hexenverfolgung auslieferte. Die Aufführungen unter Leitung von Walter Appelt waren eine recht achtbare Leistung dieser erst mit der Arbeit beginnenden Spielschar. Viele der Spieler verfügen über Fähigkeiten, die es zu entwickeln lohnt.

Es zeigt sich also, daß in der Prignitz in wenigen Jahren etwas hier völlig Neues entstand und daß diese alljährlichen Aufführungen von Spielen aus der Geschichte der Heimat die begeisterte Zustimmung der Bevölkerung finden. Das Wesentliche aber scheint mir zu sein, daß dieses Neue nicht eine dillettantische Spielerei, sondern eine durch ernste Arbeit zu erreichende, laienkünstlerische Leistung sein will.

ERNST STADTKUS, REHFELD

### Daet is he fülwst

Schulten-Bur steiht up den Tritt,  
frühmorgens üm halw söß.  
He deilt de Arbeit in: „Johann —  
un Paul — jie föhrn hüt Meß!  
Franz Bork un August — loden up!  
Marie geiht rut un brecht! —  
Nun hollt jü ran. — und doht ok wat,  
damit daet Eten schmeckt.“

Vör mi hew'k nu kein Arbeit fun'n,  
seggt he, un drecht sick üm.  
He böt't de Piep sick an un schlarft  
vergnögt in d' Kök herüm.  
Sien Fru, de gnarrt: „Wat fällt di in?“  
„Wat sall ut d' Wirtschaft wär'n?“  
„Ach Mudder“ — brummt he — „schwieg man still,  
en Ful'n kann d' Bur ernährn.“ —

*Scheue Waldvögel eroberten unsere Städte!*

Wenn man heute durch unsere Städte geht, so hört man den Gesang der Schwarzdrossel, auch Amsel genannt, hier und da von dem First eines Hauses oder von einem Straßenbaum herab. Noch vor einigen Jahrzehnten war die Schwarzdrossel ein scheuer Waldvogel, bis sie sich den Gärten und Parkanlagen an den Stadträndern näherte und nunmehr zu einem ausgesprochenen Garten-, ja sogar Stadtvogel geworden ist. Ihr klangvoller, flötenreicher Gesang entzückt zwar jeden Naturfreund, doch klagen die Gartenbesitzer zur Erdbeerzeit häufig darüber, daß sie die edlen Früchte anpickt und dadurch Schaden verursacht.

Überblickt man die hohen Linden an den Straßenseiten von Wittenberge und Perleberg, so wird man vor der Belaubung der Baumreihen die großen Reisignester der Elstern erblickt haben. Ihre überdachten Nester, die sie meist in dem dünnen Gezweig in der äußersten Spitze eines Straßenbaumes errichteten, sind nun durch die völlige Belaubung verdeckt, aber das ewige Schackern verrät uns ihre Anwesenheit. Die Elster ist mit ihrem metallisch glänzenden Gefieder und dem stufenförmigen langen Schwanz ein Schmuck unserer Landschaft, wir möchten sie daher nicht missen. Dort aber, wo sie in großer Zahl auftritt und dem Geflügelhalter seine Küken raubt, darf sie nicht geduldet werden. Dadurch, daß sie seit Kriegsende nicht kurz gehalten werden konnte, hat sie sich stark vermehrt und ist nun seit Jahren vom Dornhecken- und Chausseebaumbewohner unserer Landschaft zum regelrechten Stadtbewohner geworden. Sie zählt zwar zu den ungeschützten Vögeln im neuen Naturschutzgesetz, doch ist es wegen ihrer Vorsicht sehr schwer, ihr beizukommen.

Zu einem weiteren Bewohner unserer Städte kann man neuerdings die größte aller Wildtauben, die Ringeltaube rechnen. Das Rucksen des Wildtäubers erklingt des Morgens in der Wittenberger und Wilsnacker Straße in Perleberg, und wenn man als aufmerksamer Beobachter der Vogelwelt einen Blick in die dort stehenden Linden macht, wird man in einer Astvergabelung bald das kunstlos errichtete Reisignest erblicken können, durch die bei näherem Betrachten die beiden weißen glänzenden Eier hindurchscheinen, wenn man das Glück hat, daß die Taube zur Futtersuche am Morgen das Nest für kurze Zeit verlassen hat. Nach der Erbrütung der Eier durch das Elternpaar hocken die häßlichen noch blinden Jungen im Nest und werden zuerst mit Kropfmilch, später dann mit aufgeweichten Sämereien großgezogen.

Zu der jüngsten Bereicherung unserer drei Wildtaubenarten (Ringel-

Hohl- und Turteltaube) zählt neuerdings die Türkentaube, deren ursprüngliche Heimat Vorderindien ist. 1930 war die Besiedelung des Balkans bis zur Donau abgeschlossen. 1943 konnte man den ersten Brutnachweis in Wien feststellen. Seit 1945 erfolgte ein rasches Vordringen in Deutschland bis nach Schleswig-Holstein. Seitdem ist sie in vielen Orten, u. a. in dem benachbarten Karstädt, als Brutvogel festgestellt. Deshalb sei ganz besonders auf diese zierliche Taube aufmerksam gemacht. Männchen und Weibchen sind im Aussehen gleich. Bläulichgrau bis graubraun, dabei die Oberseite mehr bräunlich. Unterseite dagegen bläulich, rosa überflogen. Als besondere Kennzeichen seien erwähnt: Schwarzer Nackenring und ziemlich langer Schwanz. Die Türkentaube hält sich gern an Mühlen, Güterbahnhöfen, Umschlaghäfen und Druschplätzen auf. Sie bewohnt die Parks und Gärten der Städte und Dörfer, soweit alter Baumbestand vorhanden ist. Sie ist meist sehr zutraulich und wurde selbst auf Hühnerhöfen beobachtet. Ihr Vorkommen ist noch sehr zerstreut und lückenhaft, verdient aber stärkste Beachtung. Als besonderes Kuriosum sei mitgeteilt, daß sie zu ihrem Nestbau gern Kupferdrähte mitverwendet. Meldung eines Brutvorkommens wäre dem Verfasser sehr erwünscht.

Daß auch der zeisiggroße Girlitz sich von einem ehemaligen Bewohner des Südens mehr und mehr den Norden erobert hat und nun in fast allen Gärten seine sirrende Stimme hören läßt und seinen fledermausartigen Balzflug zur Schau stellt, ist erwähnenswert. 1921 fand ich in Neustrelitz das erste Nest. Jetzt ist es keine Seltenheit mehr, daß man in Obstgärten oder Parkanlagen ihre Nester finden kann.

Auch unser Freund „Markwart“, der Eichelhäher, verspricht, zu einem Stadtvogel zu werden. Durch eine Beobachtung, die aus Wittenberge stammt, verdient dies hervorgehoben zu werden. Hier hatte ein Eichelhäher in dem Knick einer Dachrinne eines zweistöckigen Gebäudes in der Perleberger Straße am alten Friedhof seine Kinderwiege errichtet und die Jungen glücklich großgezogen. (Nach Mitteilung durch Herrn Kruse, Wittenberge).

Um Mitteilung von ehemals ausgesprochenen Waldvögeln, die zu Stadtvögeln geworden sind, sei daher an dieser Stelle freundlichst gebeten. Jede Beobachtung dient der wissenschaftlichen Erforschung der Verhaltensweise von Zug-, Strich- und Standvögeln.

Die noch ungelösten Rätsel in unserer „scientia amabilis“, der lebenswürdigen Wissenschaft, wie sie einmal Prof. Dr. Curt Floericke nannte, gilt es, Stück für Stück ihrer Lösung entgegenzuführen.

Viele Forschungsergebnisse sind uns in den letzten 50 Jahren nicht zuletzt durch die Vogelberingung vermittelt worden. Daß hierbei die freiwilligen Helfer der staatlich anerkannten Vogelwarten, die sogenannten Laienornithologen, einen entscheidenden Anteil haben, sei nur am Rande bemerkt.

## 1000 Jahre Putlitz

Fortsetzung

Vor diesen Bränden blieb allein die abseits der Stadt liegende Burg verschont. Sie war der Fronsitz der „Herren to Potlest“. Sie nannten sich die „Edlen Gänse“ nach der auffliegenden Gans, welche ihr Wappen zierte. Ihr Weg führte sie wahrscheinlich aus dem Mansfeldischen über die Altmark in die Prignitz. 1179 wird in einer Urkunde Barbarossas ein Johannes Gans unter den nobiles (Baronen) der altmärkischen Wische erwähnt. In ihrem Familienbesitz war Pollitz an der Aaland (Altmark). 1205 erleben wir dieses Geschlecht im Kampf mit dem Schweriner Grafen um Grabow, welches fortan der Prignitz verlorenging. Von nun an verdichtet sich das Netz urkundlicher Nachweise. 1230 stiftet Johannes Gans das Nonnenkloster Marienfließ zu Stepenitz. Diesem seinem Schoßkind schenkte er einen Blutstropfen als Hostie. Er sollte die Pilger anziehen. Allein, sie blieben aus. So war das Kloster auf Schenkungen angewiesen. Mit ihnen machte Johannes Gans 1231 den Anfang und vermachte dem Kloster beim Eintritt seiner Schwester „60 Hufen bey dem Fluß stepenitz gelegen“. 1405 besaß das Kloster 18 Dörfer und 9 zerstreute Hufen. Marienfließ war neben Heiligengrabe das Asyl der unverheirateten Töchter des Hochadels, welche im Leben dieser Klöster die Priorinnenstellen einnahmen. Zu gleicher Zeit wurden die Kirchen zu Porep und Suckow wie St. Nikolai zu Putlitz und das dazugehörige Stift St. Jürgen ins Leben gerufen. Ritter und Kirche waren die tragenden Pfeiler der mittelalterlichen Machtpyramide, Handwerker waren ihre Baumeister, Bauern ihre zinsende, fronende und nie versiegende Quelle.

Die „Herren to Potlest“ nannten sich „Edle Mannen“. Damit bezeichneten sie sich als Träger höchster Ritterwürde und zogen schon um 1300 einen merklichen Trennungsstrich zum emanzipierten Emporkömmling, erst recht zum bürgerlichen Gutsbesitzer, der nach 1807 in den adligen Besitz käuflich einrückte. In ihrem Vogteibesitz besaßen die Herren to Potlest alle markgräflichen Rechte weiterer Belehnung an Vasallen und Untervasallen. Sie besaßen das Recht der Gründung von Dörfern und Städten, von Kirchen und Klöstern. Sie besaßen das Recht, Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeiten zu verleihen. Sie besaßen das Recht der hohen Gerichts-



Foto: R. Glaser, Putlitz

*Burgruine Putlitz — Eingang zum Kellergewölbe*

barkeit über Hals und Hand. Sie bestellten den Scharfrichter, der bis 1808 seinen Sitz in Putlitz hatte und dessen Richtschwert erst 1945 abhandengekommen ist. Der Burgherr pflegte ihn zu verpflichten, bei Exekutionen „die peinlichen Fragen und Leibesstrafen (Zwicken mit glühenden Zangen zum Erpressen von Geständnissen) fleißig und gebührend zu verrichten.“ „Sooft einem an allerhand Vieh etwas abstehe, solle er solches dem Scharfrichter ungesäumt ansagen, daß derselbe seine Haut bezahle.“ Der Scharfrichter war der strafende Arm des Grundherrn, von allen mißachtet, aber dennoch geachtet. Die größeren Städte erkaufte mit dem Erstarken ihrer Zunftordnungen diese Gerichtsbarkeit, wie Perleberg 1560. Sie umgaben sich mit Mauern, Gräben, Stadttoren, Türmen und Wiekhäusern. Sie wappneten sich damit gegen die Übergriffe der Grundherren und wurden

zum mächtigen Rivalen des ritterlichen Adels. Auch Putlitz folgte mit Ringmauer und drei Stadttoren, dem Mühlen-, Karstädter und Pritzwalker Tor. Aber das alles geschah auf Veranlassung und Zwecksetzung des Burgheerh. Mit der Stadt schützte er sich selbst. Mit der Burg hielt er die Bürgerschaft in Abhängigkeit. Durch sieben Jahrhunderte blieb Putlitz wie Meyenburg und Freyenstein ein patronales Anhängsel der Grundherrschaft. Die Mittel zur Niederhaltung waren Halsgerichtsbarkeit, Galgen und Folterkammer.

Ein Heer von Günstlingen gehörte zum Vasallengefolge des Putlitzer Burgheerh. 1354—1378 sind es Vicko Dupow, Johann Karstede, Henning Glovezin, Johann von Quitzow, Huno von Carwe, de Dergenthin. Klingen die Namen nicht vertraut, wenn wir an Prignitzer Dörfer denken? Für ihre „treuen Dienste“ wurden sie reichlich mit Hebungen und Hufen in den Dörfern belohnt. 1438 vermacht Otto Gans zu Putlitz seinem „duchtigen Knappen Hans Clawes“ und seinem Bruder Viktor drei Höfe und Hufen „bynnen dem Dorpe Pyrow“. So kam es zu dem vielgliedrigen Ritterbesitz, dessen feudales System sich so belastend auf die fronenden Bauern legte.

Weit reichte der verzweigte Feudalbesitz der Herren zu Putlitz, von Grabow, Marnitz, Meyenburg und Pritzwalk bis zur Elbe. Am 27. März 1239 erteilte einer ihres Stammes, „Johannes, genannt Gans dominus de civitate Parlebergensis“, der Perleberger Schuhmachergilde das älteste märkische Gründungsprivileg und gab der Stadt das Salzwedeler Stadtrecht. 1450 besaßen die Putlitze ein Neuntel der Prignitz. In höchstem Ansehen stehend geben sie um 1290 dem Schweriner Grafen Nikolaus und dem Markgrafen Otto 4. ihre Töchter zur Gemahlin. Dieses entsprach der Würde einer geradezu fürstlichen Rangstellung mit allen Gerechtigkeiten für Markt und Gericht, für Zoll und Münzprägung, für Fischerei-, Mühlen-, Jagd-, Weide- und Waldgerechtigkeiten. 1281 hatte es bereits der Adel verstanden, sein Lehen, das ursprünglich auf Lebenszeit Geliehene, in ein Erblehen umzuwandeln. Der Bauernstand war in seiner Ohnmacht und Rechtlosigkeit nur das mißachtete und fronende Objekt, dessen Angehörige mitsamt ihren Hufen konnten verkauft werden. Darum wissen die Dokumente des Mittelalters von ihm, dem Bauern, so gut wie nichts zu berichten.

Die wirtschaftlich bedeutsame Schlüsselstellung der Putlitzer Burgherren führte notgedrungen zur politischen Machtbildung. Sie war von Anbeginn gegeben, entfaltete sich aber erst, als mit dem Tode des letzten Askaniers Waldemar (1319) die Zeit kaiserlicher Schachergeschäfte mit der Mark begann und das Fehlen einer führenden Zentralgewalt die unglückliche Zeit wegelagernden Rittertums heraufbeschwor. Streitigkeiten beginnen zwischen der Mark und Mecklenburg. In demselben Jahre 1319, in dem Putlitz zum ersten Male als civitas, als Stadt bezeichnet wurde, sehen wir den Putlitzer Burgherren auf mecklenburgischer, 15 Jahre später auf mär-



Foto: R. Glaser, Putlitz

*Burgruine Putlitz — Blick auf die Stadtkirche*

kischer, 1354 wieder auf mecklenburgischer Seite. Die Treuegelöbnisse richteten sich nach dem merkantilistischen Grundsatz: *Ubi bene, ibi patria*. So ist es nicht ernst zu nehmen, wenn der Burgherr feierlich 1319 den Mecklenburger als Oberlehnsherr anerkennt: „Wy un unse Erven scholen eme truwe Manne wesen un mit unseme Schlote to Potlist, mit Huß unde mit de Statt, mit alle usen Landen und Mannen scholen em deenen.“ 1373 kehren die Putlitzer Burgherren endgültig wieder in das Treueverhältnis zum Markgrafen Otto zurück und werden zu Tangermünde mit der Obermarschallwürde ausgezeichnet. In dieser Zeit erlebten die Städte ihren stärksten wirtschaftlichen Aufschwung. Sie übernahmen Verwaltungsaufgaben des Adels. Dieser fühlte sich aus seiner Vorrangstellung verdrängt und suchte durch Stärkung seiner eigenen Kapitalmacht dem entgegenzuwirken. Das führte zum Streit der Vasallen und Untervasallen, zu Überfällen auf Dörfer und Städte, auf Handelsleute und Wallfahrer in solchem Maße, daß wir diese Zeit als die tiefste und leidvollste der Prignitz bezeichnen können. Bauern wurden erschlagen, ihr Vieh fortgetrieben, ihre Häuser in Brand gesteckt, Bürger in den Turm geworfen und gefoltert.

141 Dörfer der westlichen Prignitz sind damals zugrundegegangen, fast so viele, wie heute bestehen.

Aus dieser Zeit heraus wurde der markanteste Vertreter der Putlitzer Burgherren geboren, Caspar Gans zu Putlitz. Um 1360 erblickte er das Licht der Welt und raffte im reifen Mannesalter den zersplitterten Familienbesitz zusammen. Er verbündete sich mit der Adelsclique der Quitzows, Rohrs, Bredows und Rochows. Er löst 1401 das Lehnsverhältnis zum Markgrafen und unterstellt sich dem Herzog zu Schwerin, Herrn Albrecht, „der Schweden und der Goten König“. Der mecklenburgische Herzog war zugleich König von Dänemark, Schweden und Norwegen. Als aber Caspar Gans 1404 durch die Grafen von Werle, Burgherren an der Warnow südlich von Rostock, um strittiger Ansprüche auf die Prignitz willen angegriffen wird, zieht er kurzerhand gegen diesen Bundesgenossen seines Herrn zu Felde und verwüstet die mecklenburgischen Ortschaften. Dabei wird er gefangen und muß „zu loche kriechen“. Die Mecklenburger brechen voll Zorn in die Prignitz ein und verwüsten Putlitz und das Land bis Wittstock. Der märkische Heerbann wird aufgeboten. Er stellt die Eindringlinge bei Pritzwalk, nimmt den Rostocker Bürgermeister samt Bürgeraufgebot gefangen und gibt ihn erst im Austausch gegen Caspar Gans frei. 50 lüb. Mark muß er zugeben. Da Caspars Taschen leer sind, muß Marienfließ sie vorschießen. Trotz dieser Vorgänge ließ der Markgraf Jobst von Mähren Caspar Gans nicht fallen. Er brauchte Geld und zog ihn darum 1409 wieder an sich. Für 1200 böhmische Groschen übergab er ihm die Herrschaft zu Tangermünde und Arneburg wie Burg und Stadt Wittenberge. Zwei Jahre später starb Jobst von Mähren am 18. Januar 1411 in Brünn. Die Mark war wieder ein freies Reichslehen und fiel an Kaiser Sigismund zurück.

In dieser Lage glaubte Caspar die große Chance seines Lebens zu entdecken. Der Weg zum Kurfürstenhut schien frei zu sein. Mit einer Abordnung märkischer Stände reist er zum Hofe Sigismunds nach Ofen in Ungarn. Dort überfällt ihn die tiefste Enttäuschung seines Lebens. Die erhoffte Markgrafschaft wurde am 8. Juli 1411 dem Burggrafen von Nürnberg gegeben, dem der Kaiser in Sachen seiner Wahl sich verpflichtet fühlte. Am 22. Juli 1412 erscheint Friedrich mit fränkischem Gefolge in Neustadt-Brandenburg. Caspar Gans versagt ihm die Gefolgschaft. Mit der ihn umgebenden Adelsclique überfällt er Jerichow in der Altmark, um ein Zuhilfeeilen des Magdeburger Erzbischofs zu verhindern. Dann stürzt er sich auf die Stadt Zinna, auf die Dörfer um Luckenwalde, auf Dalgow bei Spandau. Doch da ereilt ihn das Geschick. Er wird gefangen und muß vier Jahre im Verließ der Bischofsburg Ziesa schmachten. Während seiner Haft wurden im Februar 1414 die Rebellenburgen Friesack, Golzow, Plaue, Gardelegen mit Beihilfe der Städte gebrochen. Johann von Quitzow gerät in magdeburgische Gefangenschaft. Dietrich von Quitzow flieht zu den pommerschen und mecklenburgischen Herzögen. 1416 versöhnt sich Fried-

rich mit Caspar Gans und erhebt ihn 1419 zum Landvogt der Prignitz. In dieser Eigenschaft stellt er 1420 in der Schlacht um Angermünde im Kampf gegen die Herzöge von Stettin und Wolgast noch einmal seine Kriegserfahrung unter Beweis. Zuletzt ergriff dieser unverwüsthliche Haudegen 1421 mit 60 Jahren das Schwert, als die Herren von Werle in die Prignitz eingedrungen waren, Mansfeld überfielen und seinen Sohn Joachim gefangennahmen. Er stellte die Feinde bei Pritzwalk, besiegte sie und gab seinem Sohne die Freiheit.

Dieses in ihm aufwallende Blut der Fehdelust vererbte sich auf den Bischof Wedego, der dem gleichen Geschlecht entstammte und von 1460 bis 1487 den Krummstab zu Havelberg führte. Als Bischof und zugleich Landvogt der Prignitz 1474 setzte er sich über seine geistliche Würde hinweg und brannte auf vielen Fehdezügen im Mecklenburgischen rücksichtslos alles nieder. 1485 unternahm er eine Strafexekution gegen 16 Raubschlösser. Hernach wurde es ruhiger im Lande. Die Burgherren trennten sich von der großen Politik und wandten sich ihren Besitzinteressen zu. Anlaß gaben die steigenden Getreidepreise und der lohnende Kornexport. Die große Politik verebte in repräsentativen Gepflogenheiten gegenseitiger Besuche, welche Busse von Gans im November 1461 dem Schweriner Grafen auf Burg Marnitz abstattete. Der Umbruch zu merkantiler Denkweise aber wird bestimmend. Man streitet sich um kleine Besitztümer wie 1475 mit den von Jagows um die Restorfsche Wiese bei Weisen: "Was in der zweydracht von beiden teilen und ihrer armen leuten von mord, brand und beschädigung gescheen is unde das etliche gehangen sind, soll alles myt eingezogen sein." Auch der kurfürstliche Zöllner zu Lockstädt wird durch den Putlitzer Burgherrn 1584 in eine mißliche Lage gebracht, da ihm Gewalt angedroht wird, falls er von den herrschaftlichen Leuten Wegezoll verlange für Korn, Hering, Bier und Salz. Es beginnt die Politik im Kleinen, für welche der Bauer seinen Buckel hinhalten muß, während die Ackerbürger sich verkriechen wie der Zaunkönig unter den Fittichen des Adlers. Jede Erleichterung ihres „gnädigen Patrons“ erschien ihnen wie eine Gnade: „Wollen wir an den Unseren keine Gewalt beweisen an schlagen, kreiten oder schleppen nach unseren Thürmen oder Stocken, sollen darumb zu Rath gehen in unserer Stadt Putlitz vor unser Gericht.“ (1492 Stadtprivileg). Zu diesem Zweck wurden zwei Bürgermeister und zwei Ratsherren eingesetzt. Sie wachten über die Einhaltung des Stadtrechts, über Markt und Straßenverkehr, über Maß, Gewicht und Ware. Ihre Wahl und Einsetzung oblag dem Burgherrn, dessen Gunst sie sich verpflichtet fühlten. Ihre städtische Verwaltungsfunktion gewann an Bedeutung, seit Putlitz 1543 das Recht erhielt, zwei Märkte im Jahr abzuhalten. Je mehr man die Bürgerschaft mit Hofdiensten entlastete, daß man es tun wolle „vermittelst bitte und der bitte nicht zuviel machen und zu schwer“, verstärkte man den Frondienst der Bauern. Nur beim Aus-

bessern und Bauen an der Stadtmauer, an Planken und Brücken, an Stein-  
damm und Landwehr solle auf Säumige, die nicht mit Äxten, Spaten und  
Schippe erscheinen, keine Rücksicht genommen werden und sie nach Er-  
kenntnis des Rechts büßen. Die Putlitzer Bürgerschaft war im 15. Jahr-  
hundert völlig verarmt. Die Dörfer ringsum waren zerstört. Die vier wüsten  
Feldmarken Röskenndorf, Konikow, Kracksdorf und Zwirgsdorf mußten  
eingemeindet werden. In diesen schweren Zeiten blieb das Gildenwesen  
ein Rückgrat der gesellschaftlichen Ordnung. Ihre Meister waren zwar  
engherzig auf ihren Dünkel und ihre materiellen Vorteile bedacht, aber  
sie achteten auf Qualität der Arbeit, auf Gerechtigkeit und gute Gewohn-  
heiten. 1518 ist es die Putlitzer Schustergilde, welche diese strenge Ordnung  
ihrem Gildebrief zugrundelegt: „Es sol ein ledich geselle in putlitz oder  
umblank einer meyle weges keine Schuh noch pandtuffel machen oder  
verkaufen, er habe den ihr gewerk bey Vermeidung der pfendung. Wer  
aber daß thut, den sollen sie mit hülfe des Raths zu Putlitz pfenden, sooft  
daß geschieht, daß auch kein ander Handwerk, es sey pantinenmacher,  
Kleidermacher oder Kirmenschneider, ihnen an ihrem Handwerk ent-  
gegen sein, noch Lohgarleder machen oder gerben.“

Der Durchbruch der modernen Naturwissenschaft um 1500, welcher den  
Bruch mit dem Mittelalter am entschiedensten vollzog und das wissen-  
schaftliche Denken endgültig vom kirchlichen Joche befreite, erhob die Er-  
kenntnis und das Wissen um die Gesetzmäßigkeit der Welt zum eigentlichen  
Lebenswert. Damit übernahmen die Universitäten ihre führende Rolle.  
Während sich einerseits der große Gutsbetrieb entwickelte, schickte man  
andererseits die junkerlichen Söhne zum Studium. So studierten:

1505 zu Wittenberg „Boss et fratres barones a Putlitz als Kollegen Ulrich  
von Huttens

1550 zu Frankfurt/Oder Johann de Budelitz

1553 Ernestus Gans baro a Putlitz

1557 Dominus Georgius de Putlitz

1558 „25. Sept. Bosso Puttlist studirt zu Frangfurt. Hadt einkommen wie  
volget: Der radt der alten stadt zu Brandenburgk gibt 8 fl jerlicher  
Zins von 200 fl goldt und volwichtig etc. inhalt des radts verschrei-  
bung daselbst auff Michaelis. Item 4 fl muntz der stiftt zu Havelberg  
vermuge derselbigen brieff und siegel. Item 12 fl jerlicher zins auff  
zweien heusern zu Tzerbest auch vermuge einer verschreibung, der  
datum helt 1477 sonnabends nach Trium Regum (12. Jan.) berichten  
aber, das itzo nit mehr dan 11 fl gefallen. Und hadt solch stipendium  
itzo Bosso Puttlist, Achim Puttlists Sohn, studirt davon itzo zu  
Frangfurt an der Oder.“

400 Goldgulden waren 1471 dem Alter Mauricii zu Pritzwalk vermacht wor-  
den, von dessen Zinsen nun Bosso studierte. Im gleichen Jahr 1558 finden wir

einen Philippus Puttlist als Stadtschreiber zu Königsberg in der Neumark und 1581 den Archidiakon M. Busso Puttlist in Pritzwalk, dessen Frau als Schulmeisterin die „jungfrawenschule“ leitete. Eine neue Zeit war heraufgekommen. Die Söldnerheere und Feuerwaffen hatten die Abwehrkraft der Burgen in Frage gestellt. Deshalb stellte man sich in gutes Einvernehmen mit dem Markgrafen und bot ihm willig zur Musterung des Roßdienstes Michaelis 1523 sechs und 1565 zehn Pferde.

Als am 1. November 1539 der Landesherr in Spandau zur reformatorischen Lehre übertrat, waren die Burgherren nicht abgeneigt, seinem Beispiel eiligst zu folgen. Es winkte die Einziehung der katholischen Klostergüter. 1550 begannen darum die Prozeßstreitigkeiten mit Marienfließ, welche sich bis 1769 hinzogen. In den folgenden Jahrzehnten sucht man die Kirche zu prellen:

- 1558 Kuhbier „den schmalen zehenden haben die von Puttlist genommen“  
1558 Jakorbsdorf „Magnus Gans wil dem pfarher daß korn nit geben“  
1581 „1 kampf landes vor Butleß haben die hern von Butleß ungeferlich für acht jaren zu irem lande genohmen und der pfar entzogen“  
1581 Jakorbsdorf „Magnus Gans hatt drey hufen aufkauft und eyn meyerhoff doraus gemacht, werden dem pfarher davon 3 schfl abgezogen“  
1581 „Herr Christoffs sohne 8 hufen geben  $\frac{1}{2}$  schfl, 7 hufen aber haben her Magnus sohne, geben nichts, soll mit inem geredt werden.“  
1581 „Es sind noch drey dorffer zur pfarre gehorig, Suckow, Drenck und Porribe, aber eyner sitzt zu Suckow, verwaltet die drey und die hern von Potlitz bawen für sich etliche howe frei, geben niemande nichts.“  
1581 Sagast „Eyn wusten hofe braucht Er George zu Putlitz, hat zuvor dem pfarher geben 2 scheffel rogggen und 2 schfl hafern, itzt nympt erß, gibt dem pfarher nichts.“

Der Übertritt zur protestantischen Lehre unterlag mehr ökonomischen Interessen als denen der Überzeugung. Auch der katholische, zu Putlitz seßhafte Probst Vinzens Zeddin (gest. 1545) wird sich dem Übertritt seines Herrn haben beugen müssen.

Um die lutherische Lehre durch die Katechismusschulen in das Volk zu tragen, wurde in den Kirchenvisitationen vom 22. bis 25. September 1545 und 1558 bestimmt: „Sollen einen kuster annehmen, der schule halten kan, ihme ein kusterhauß bawen undt untterhalt geben.“ Diese Schulgründung vollzog sich 1581 gleichzeitig in Putlitz, Meyenburg und Freyenstein. Sie war die Folge eines amtlichen Erlasses und wurde mit wenig Freuden von der Bevölkerung aufgenommen. Es heißt: „Allhie ist neulich eine schule erricht, der schulmeister hett zu jerlicher besoldung 30 fl geben alle hern von Putliß alhie. Eß ist auch von den visitatoren vor gut und notig eracht, das ein jeder burger, so kinder in der schulen hatt, alle viertel jhar 2 gr oder nach eins jeden vermugen gebe. Des schulmeisters gehulffe hatt 10 fl

von den hern zu Puttliß.“ Das war der Anfang der Volksbildung. Die Schule wurde als Fremdkörper in der Gemeinde empfunden, so sehr, daß nach 1716 Rat und Bürgerschaft sich weigern, Schulmeister und Diakonus zu „salieren“ und die Stelle jahrelang unbesetzt bleibt.

Unter dem Druck der Feudalverhältnisse, unter der Enge des Zunftzwanges (Privileg der Schustergilde 1637) und im Schatten wirtschaftlicher Not dämmerte das Leben der Ackerbürger dahin, bis sich die Feuerzeichen eines lange andauernden Krieges immer deutlicher abzeichneten. 1636 bricht auch über Putlitz das Unheil herein. Nach der Parole: Der Krieg muß den Krieg ernähren, durchziehen plündernde Truppen das Land. Dörfer und Städte werden eingeäschert. Der Hunger setzt sich zu Tisch und mit ihm 1630—1639 der „Schwarze Tod“, die Lungenpest. Der Putlitzer Magister Thomas Horatius sucht vor ihr zu entfliehen, wie auch 1633 vor der drohenden Kriegsunruhe. Aber auch in Wittstock holt ihn die Pest ein. Keiner mehr kümmert sich um die Erhaltung der Stadtmauern. Sie zerfallen wie die Burg, in deren Holzgiebel noch die Jahreszahl 1514 zu lesen war. Die Zimmer lagen öde. Nur in einem noch wurden Gerichtstage gehalten. Putlitz, Gölitz und Laaske gingen 1638 in Flammen auf. 13 Jahre (1638—1651) blieb Putlitz unbewohnt. „Die ganze Herrschaft zu Putlitz und Wolfshagen liegt nun viel Jahr hero unbewohnt und unbegatet, als daß weder Katz oder Hund, zu geschweigen ein mehres dabei vorhanden. Die anderen Geschlechter derer vom Adel sind zum großen Teil durch die in diesem Kreise grassierende Pest hinweggestorben, teils in anderen Ländern Hungers halber verlaufen.“

1651 machte man sich an den Wiederaufbau. Unter den ersten Ankömmlingen befand sich der Pfarrer Michael Fritze, der die unbesetzten Pfarrstellen Triglitz, Mansfeld, Mertensdorf und Seddin mitbetreuen mußte. Am 14. März 1652 mußte man die verlorengegangenen Privilegien der Stadt aufs neue ausstellen und schloß sie mit den inhaltsschweren Worten: „Zu gedenken an die vorigen Zeiten, in welchen wir erluchtet, erduldet haben einen großen Kampf des Leidens . . . Gegeben und geschehen auf unserm Hause, der Burg zu Putlitz, am 14. Marty, wahr der Sonntag Reminiscere.“ Und auch der Landreiter Samuel Rose, der in den Apriltagen 1652 durch die Prignitz reitet, weiß nichts anderes zu berichten: „Das Städtlein Putlitz ist Anno 1638 abgebrannt, daher die Einwohner sich alle verloren und sich annitzo in geringer Zahl alle erst wieder einfinden und den Anfang zum Bauen machen.“

Um die Lage der Neusiedler zu erleichtern und das öffentliche Leben in Ordnung zu erhalten, wurde von dem Burgherrn bestimmt:

- a) Die Neusiedler haben die Pfarrräcker neben den ihnen gegebenen mitzubestellen.
- b) Hofdienste und Fuhrleistungen sollen in Zahl und Weite auf ein erträgliches Maß gemindert werden.

- c) Um Mithilfe beim Baudienst an Burg, Stadtmauer, Rathaus, Kirche und Pfarre soll gebeten werden.
- d) Keiner darf Fremde ohne Wissen des Rates aufnehmen.
- e) Ohne Geburts- und Lehrbrief soll kein Handwerker zugelassen werden.
- f) Bürgermeister und Räte sollen nur mit Einwilligung der Burgherren konstituiert werden.

Unter den Kolonisten befanden sich teils ausgediente Soldaten: Leonhardt Hauff, aus Berlin bürtig, hat vor Einspänner und Corporal gedient.

Jürgen Schultze ist ein Freireiter gewesen bei der Schwedischen Armee.

Mohrmann ist im Kriege gewesen vor Sattler bei dem schwedischen Obersten Warncke.

Die meisten Neusiedler aber kamen aus dem vom Kriege verschonten und an Bevölkerung überschüssigen Holstein. Unter 348 zu Putlitz 1650—1655 getrauten Personen kamen 51 aus Holstein, 31 aus Mecklenburg, 12 aus Lüneburg und Oldenburg. „Jasper Zircen in Mertensdorf mit Trina Cramer getraut, mit der er auf Ostern 1650 aus Holstein ankommen, des ihr seligen Vaters hoff angenommen, wieder aufzubauen.“ Daß trotz dieser Not an Menschen man auch jetzt noch nicht vor Hexenprozessen zurückschreckte, zeigt, welches Objekt willkürlicher Justiz damals noch die Leibeigenen in Händen ihrer Herren waren. Am 17. Dezember 1663 ist auf diese Weise durch die „Herren von Potlitz“ auf Eickerhof bei Losenrade (3 km westl. Wittenberge) die Petersche auf der Mäsche (Schweineweide) „gebrennet“ worden.

Nach dem Frieden von 1648 war Brandenburg-Preußen in seinem Besitzumfang zu einem der größten Staaten Deutschlands geworden. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm strebte deshalb danach, die Macht seines Staats zu festigen und zu erweitern. Die Söldner des Dreißigjährigen Krieges wurden nicht alle entlassen, sondern ein Teil als stehendes Heer beibehalten. Aus diesen Voraussetzungen erwuchs jener preußische Militär- und Beamtenstaat, der die Herrschaft des Adels über die leibeigenen Bauern sicherte. Der Adel, als Kaste gegenüber Bürger- und Bauernstand abgeschlossen, besetzte die Schlüsselstellungen in Verwaltung, Wirtschaft und Heer. Er bildete die Schicht der Regierenden vom Landrat bis zu den Königlichen Kammern, er bildete die Schicht der Befehlenden vom Lieutenant bis zu den Generalen in allen Heeren und Kriegen der Preußenkönige. Die erneuerte Vorrangstellung findet ihren Ausdruck in dem 1750 erbauten Schloß Philippshof und 1780 Wolfshagen. Man wollte glänzen in Titeln: „Direktor des hochlöblichen Ritterschaftlichen Kreditwesens des Herrn Erbmarschalls Gans Edler Herr zu Putlitz.“ Man wollte glänzen in Orden, in Uniformen, in der Pracht des Mobiliars, in Parkett und Equipagen, in Parks, Jagd und Tischgesellschaften.

Aber die Zeit war denkbar drückend. Es wurde Geld gebraucht für das stehende Heer. Die Steuerlast aber wurde auf die Schulter der Bürger und

Bauern gewälzt, während der Adel steuerfrei blieb. Der Bauer wurde nach Größe und Ertrag des Besitzes eingestuft (Kontribution). Der Bürger bezahlte mit jedem Paar Schuhe, mit jedem Pfund Salz oder Zucker die Akzise. Um diese Steuer bei Käufen der Landbewohner einzutreiben, saßen Schreiber an den Stadttoren und überwachten die Kommenden und Gehenden. So wenig man für die Bildung und das Wohlergehen des Volkes Sinn hatte, so viel wurde für die staatswirtschaftliche Entwicklung und Förderung des Heerwesens getan. 1747—1769 wurden die wüsten Dorf- und Hofstellen wieder mit Kolonisten besetzt. 12 Kolonisten wurden Putlitz zugewiesen. 1765 drang man auf Erhöhung der Erträge in der Nutztviehhaltung und im Ackerbau. Die Stallviehhaltung der Ackerbürger und Bauern wurde eingeführt. Auf planmäßige Zucht von Pferden, Rindern und Hühnern wurde größerer Wert gelegt. Um die Futtergrundlage zu decken, ging man 1782 über zur Bebauung der Brachen mit Klee und Futterkräutern. Auf jeden Fall wurde die Anlage von Maulbeerhecken befohlen als Grundlage für die Seidenraupenzucht und diese als Einfassung um den alten Stadtkirchhof bewerkstelligt.

In der Armseligkeit und wirtschaftlichen Not des Einzelnen war man nur auf den eigenen Nutzen bedacht und nahm auf Besitz- und Hütungsgerechtigkeiten wenig Rücksicht. Die Schafe wurden auf fremde Brachen getrieben, daß es 1772 zu langwierigen Prozessen kommt. Zu gleicher Zeit klagt der Herr zu Putlitz: „So fahren die Pauren, so zum Wulfeshagen zugehören unde sonderlich Tacken in die Heyde, hauwen holtz, meihen gras unde streuwels, verhauen, verwüsten die holtze. Wen sie betroffen, geben sie vohr, daß es der Hern von Putlitz Untertanen undt ihre hern haben solches erlaubet.“ Diese tiefe Armseligkeit gab zu manchen Rohheiten, Schlägereien und sogar zu Totschlag Anlaß. Am 19. Oktober 1718 wurde der Schuhknecht Michel Andre Thurbahn zu Putlitz im Alter von 24 Jahren auf dem Marktplatz geköpft, weil er am 25. April den Seilermeister Andreas Christoph Ladestock, der vom Marnitzer Markt kam, erschlagen hatte. Aber auch die Bauern des Landes konnten ihres Lebens kaum froh werden. Aus den Ablösungsverträgen vom 17. July 1817 für die Hülsebecker Bauern wissen wir, daß sie für den Burgherrn bis zu diesem Datum zu leisten hatten: 122 Spanntage im Jahr mit 4 Pferden, 52 Handlangertage, 1 Tag Hafermähen, 2 Tage Schafschur und eine Fünfmeilenfuhr. Dazu kamen geldliche Abgaben 1—2 Thaler, an Natural 1 Gans, 3—9 Hühner, 20—36 Eier, 4 Jägerbrote, Flachs und Stroh. Die Ablösung selbst aber wurde zu einem Geschäft des Gutsherrn. Jeder Vollbauer hatte 1000, jeder Kossät 400, jeder Kätner 150 Thaler in Silber zu zahlen. Noch 1909 mußten die Hülsebecker zur Anlage von Vorgärten die Freigabe vom „Auerecht“ durch den Baron zu Laaske erbitten.

Es ist, als habe dieses Städtchen in den Jahrhunderten seiner Geschichte kaum einmal aufatmen können. Auf Pestzeiten, Brände, Viehseuchen folg-

ten Plünderungen und Zerstörung des Krieges. Franzosen wurden einquartiert. Das fremde Heer mußte mit Proviant versorgt werden. Zu Fuhrleistungen wurden die Bewohner herangezogen. So kam wieder die große Armut, daß 1814, als am Gedenktag der Schlacht bei Leipzig eine Spendenliste von Haus zu Haus getragen wurde, nur sechs sich mit geringen Geldspenden eintrugen. Erst die Jahrmärkte, welche ab 1830 im März, Mai, Juli und Oktober abgehalten wurden, brachten wieder Geld in die Stadt. Da zu Freyenstein, Perleberg, Pritzwalk, Wilsnack, Reckenzien und Marnitz gleiche Märkte abgehalten wurden, wurden ihre Abhaltungstermine behördlich geregelt. Zur Anweisung der Marktstände hatten sich die Budenbesitzer morgens um 6 Uhr vor dem Rathaus einzufinden. Wer aber schlug seine Buden auf den Straßen auf? Es waren: Bäcker, Conditor, Buchbinder, Böttcher, Drechsler, Glaser, Handschuhmacher, Hörndrechsler, Hutmacher, Klempner, Kupferschmiede, Messer- und Grobschmiede, Korb- und Mützenmacher, Pantoffel- und Putzmacher, Schnitt- und Galanteriewarenhändler, Sattler, Seiler, Seifensieder, Töpfer, Tischler, Tuch- und Schuhmacher. Es war ein buntbewegtes Markttreiben. Man sprach dem Branntwein zu, man prügelte sich in Trunkenheit, versuchte die Gastwirte zu prellen, man wanderte dafür in das polizeiliche Gewahrsam, das schien alles dazuzugehören. Häufig waren Diebstähle: „Am 15. Oktober 1830 hat der Tagelöhner Christoph Schwanbeck zu Klüß in Meckl. dem Handelsmann Neuwahl ein Pfeifenrohr und dem Horndrechsler Heidmann aus Pritzwalk einen hölzernen Pfeifenkopf gestohlen.“ Dafür bekam er 10 Peitschenhiebe und 24 Stunden Arrest, worauf er „aus dem Thore geführt“ wurde. Am 7. Juli 1840 „sisterte der Schnittwarenhändler Simonssohn aus Pritzwalk einen unbekanntem Mann, welcher sich für den Arbeitsmann Ebert aus Kleeste ausgab mit der Anzeige, daß dieser Mann vor seiner Bude gestanden und, ohne mit ihm zu handeln, eine Partie Schnupftücher unter den Rock gesteckt habe, um sie zu entwenden. Nachdem Ebert in der Polizeistube sich befand, wurde entdeckt, daß er noch andere baumwollene Tücher und Waren im Huthe zu stecken hatte.“ Ebert war Tagelöhner bei dem Bauern Arndt aus Kleeste, stammte aus Herzfeld in Mecklenburg, war 53 Jahre alt und war Vater von fünf Kindern. Wir sehen, wie die Not sich hinter den Menschen verbarg und sie zu so gegenstandslosen Delikten trieb.

Die tiefere Ursache lag in dem feudalen Gesellschaftssystem, das sich immermehr zum kapitalistischen umwandelte. Brauereien, Brennereien, Stärkefabriken und Molkereien wurden mit dem Gutsbetrieb verbunden und nahmen die sich entfaltende Technik in ihre Betriebe auf. 1894 wurde die Bahn Putlitz—Pritzwalk gebaut, 1911 erfolgte der Anschluß an die Kreisringbahn. Mit Bahn und gepflasterter Straße kam ein neuer Akzent in das alte Bild der Stadt. Der alte „Omnibuskutscher“ Wicbold, der täglich mit seiner Droschke die Reisenden von Putlitz nach Parchim beförderte,



*Das neue Schwimmbad in Putlitz*

schüttelte 1910 zwar mit dem Kopf, als ihm im „Dampfroß“ eine Konkurrenz aufwuchs, aber darum wurde die Bahn doch gebaut. Die Welt läßt sich in ihrer Entwicklung nicht hemmen, auch nicht durch ein faschistisches System.

1945 schlug in den Maitagen die Todesstunde der verbliebenen feudalen Reste des Großgrundbesitzes. Neubauern übernahmen den aufgeteilten Feudalbesitz, ein Volksgut errichtete seine Betriebsamkeit auf dem alten, herrschaftlichen Boden. MTS, Zentralschule und Konsum tragen neues Leben in das Wirtschaftsgetriebe der Stadt. Im Hintergrund träumt die Burg. Die Mauerreste zerfallen. Sträucher und Bäume decken ihr Mahnmal zu. Nur der Burgturm hebt sich noch aus dem Grün heraus. Keine Schuten treideln mehr die Stepenitz herauf. Aber das Flößchen rauscht wie seit alters vorbei an der Burg, vorbei an der Stadtmühle. Könnten die dunklen Wellen erzählen aus schicksals- und leidgetrübten Tagen, was würden wir ihnen zuhören. Einmal aber soll das alles noch aufleuchten im Bilde und im Gedenken der Menschen, wenn die Putlitzer die Tage des tausendjährigen Bestehens ihrer Heimatstadt feiern.

## **Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge**

Fortsetzung

### **Die Kultur- und Bildungsarbeit wurde aber nicht vergessen**

Die Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“ leitete das Jahr 1949 mit ihrer Beteiligung an dem Wiederaufbau der Strecke Pritzwalk-Meyenburg ein. Ob Junge oder Mädels, trotz Nässe und Kälte, alle waren dabei. Und diese gemeinschaftliche Arbeit und die daraus gewonnenen Erlebnisse ließen das selbstgeschriebene Stück „Im Anfang war die Tat“ bühnenreif werden.

Auf nach Berlin zum zentralen Wettbewerb des Laienspielschaffens!

Um die betriebliche Kulturarbeit zu fördern und zu entwickeln, rief die IG Eisenbahn mit Beginn des Zweijahrplanes zu einem Wettbewerb des betrieblichen Laienschaffens auf.

Im Februar 1949 wurden in den acht Reichsbahndirektionen die Bezirks- und Ausscheidungswettbewerbe ausgetragen. Hieran nahmen 40 Laienspielgruppen, 12 Chöre und 24 Orchester sowie 8 Volkstanzgruppen teil. Hierbei wurde die Leistung der „Schwarzen Gesellen“ wieder herausgestellt.

Nach diesen beachtlichen Ausscheidungskämpfen winkte in Berlin der 1. Preis. Das war natürlich leichter gesagt als getan. Über die Austragung des zentralen Wettbewerbes berichtete das Mitteilungsblatt für die Funktionäre der IG Eisenbahn „Der Eisenbahner“, Nr. 5, Jahrgang 3, Mai 1949: „Am 26. und 27. März wurde im Deutschen Theater in Berlin ein reges Treiben beobachtet. Rund 450 aktive Teilnehmer, die in acht Laienspielgruppen, vier Volkstanzgruppen, fünf Chören und fünf Orchestern mitwirkten, stellten ihre Leistungen zur Beurteilung einer sorgfältig ausgewählten Jury.

Beim Auftreten der Laienspielgruppe vom Bw Wittenberge spürte man am klarsten bei der Schilderung einer Hennecke-Leistung in ihrem selbstgeschriebenen Stück „Im Anfang war die Tat“, daß ein ganz neues Verhältnis der Arbeiter zur Arbeit in unserer Zone sich mehr und mehr durchsetzt.

Dieses Stück ist eine wertvolle Ergänzung bei der Propagierung unserer Aufgaben im Zweijahrplan. Die Gruppe spielte sich selbst, und die Jury, die sich aus Vertretern des Bundes Deutscher Volksbühnen, des Kulturbundes, der Gewerkschaft Kunst und Schrifttum und der IG Eisenbahn zusammensetzte, entschied nach eingehender gründlicher Beratung, daß dieser Gruppe der erste Preis für selbstgeschriebene Laienspielstücke zuerkannt werden muß.“

Das war ein Höhepunkt für die Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“, denn sie hatte in ihrem Laienspiel die künstlerische Form der Kritik gezeigt. Und diese Kritik war mit ein Hebel zur Leistungssteigerung im Bahnbetriebswerk Wittenberge.

### **Berliner Künstler kommen nach Wittenberge**

Waren die Leistungen des Bw Wittenberge schon durch die Verleihung der Zonenwanderfahne am 1. Mai anerkannt, so veranstaltete der Zentralvorstand der Industriegewerkschaft Eisenbahn zu Ehren der Eisenbahner des Bw und in der weiteren Anerkennung ihrer Leistungen am 30. Juli 1949 in Wittenberge ein Konzert mit dem Berliner Sinfonie-Orchester unter Leitung des Dirigenten Prof. Otto Laugs. Es sang die vom Rundfunk bekannte Sopranistin Ellinor Boltenhagen.

Nach diesem Konzert konnte man im „Neues Deutschland“ Nr. 185 vom 10. August 1949 u. a. lesen:

„Ein erfreutes „Ah!“ begrüßte die Ankündigung des Dirigenten Otto Laugs: Die Freischütz-Ouvertüre. Dann wird es still. Gibt es ein dankbareres Publikum als das der Arbeiter, ein aufgeschlosseneres, empfangsbereiteres, wackeres? Wie sie mit gespannten Gesichtern den Klängen der h-moll-Sinfonie Schuberts und der Achten Beethovens folgten!“

„Fahrt frei“, Nr. 17 — 3. Augustausgabe 1949:

„Die Musik, vor allem auch die der deutschen und ausländischen Klassiker, soll gerade dem schaffenden Menschen Sammlung und Entspannung zugleich vermitteln. Und der Mittler in dieser Beziehung ist das Berliner Sinfonie-Orchester geworden. Hier in Wittenberge gaben die Künstler ein lebendes Beispiel für die Zusammengehörigkeit von Arbeiterschaft und Intelligenz.

Leider standen bauliche Mängel des Gemeindesaales der vollen Entfaltung seiner Klangfülle hemmend im Wege. Damit ist auch die Frage nach einem geeigneten Kulturhaus für die Stadt Wittenberge angeschnitten. Die Kunst soll dem Volke gehören. Dazu ist es aber unerlässlich, daß die entsprechenden Räumlichkeiten die Voraussetzungen hierfür schaffen.“

## Leserzuschrift:

Wittenberge, den 10. Juli 1957

Liebe Redaktion!

Seit drei Jahren lese ich sehr gerne die Zeitschrift „Unsere Heimat“. Mir haben die Berichte aus der Gegenwart und der Vergangenheit unserer näheren Heimat immer sehr gut gefallen. Ich möchte Dir heute auch einen Bericht aus dem Leben und Alltag unseres Kreises, vom Segelfliegen im Kreis Perleberg schicken. Viele, vor allem junge Menschen sind mit Begeisterung bei diesem Sport. Ich glaube, die Segelflieger, die oft über der Gegend des Perleberger Flugplatzes mit ihren Flugmaschinen zu sehen sind, gehören auch zum Bild der Gegenwart in unserer Heimat.

WILLI ULRICH, WITTENBERGE

### *In Höhenluft über Perleberg*

Ein strahlendblauer Sommermorgen breitet sich über die große Ebene des ehemaligen Flugplatzes in Perleberg aus. Ruhig und still ist es hier draußen, und nur in der Ferne klingen ab und zu einige Geräusche aus der nahen Kreisstadt herüber. Doch der Schein trügt, und wenn auch keine Maschinen der Deutschen Lufthansa den Platz anfliegen, so ist noch lange nicht gesagt, daß er nun im Dornröschenschlaf liegt. Der Perleberger Flugplatz ist nämlich die Heimat der Segelflieger unseres Kreises. Am Wochenende und auch an anderen Tagen treffen sich hier viele Flugbegeisterte zu ihrem Sport. Sie kommen aus den Großbetrieben von Wittenberge genau so wie aus den Landgemeinden. Alle machen freudig mit, ob sie nun 17 Jahre oder 40 sind. Ich sprach mit einem Jugendlichen, der im RAW Wittenberge arbeitet, wie er zum Segelfliegen kam. „Man muß natürlich Lust und wohl auch etwas Mut dazu haben“, erzählte er mir. „Das Segelfliegen wird von der Gesellschaft für Sport und Technik geleitet, und durch die Leitungen in den Betrieben besteht die Möglichkeit, am Unterricht zum Segelfliegen teilzunehmen.“ Natürlich wollte ich auch erfahren, was sich nun beim Unterricht auf dem Flugplatz alles tut. „Er setzt sich aus mehreren Teilen (Schulungen) zusammen. Doch vorher muß ich noch erwähnen“, meinte der junge RAW-Schlosser, „daß wir fünf Maschinen, drei Schulgleiter SG 38 und zwei Übungssegelflugzeuge BABY 2 B haben. Unter der Leitung erfahrener Lehrer der GST finden die Schulungen statt. In der A-Schulung lernt man zunächst das Pendeln. Der Schulgleiter steht auf einem Pendelbock. Durch das Pendeln lernt der Freund in der Maschine das Verhalten derselben in der Luft. Dann erfolgt der Rutscher, bei dem

der Schulgleiter über den Platz geleitet wird. So geht es dann langsam immer weiter.

Bei der B-Schulung muß man schon in 50 m Höhe eine Kurve fliegen. Es folgen Hochstarts, Vollkreise und das Fliegen von Platzrunden. Bei der C-Schulung wird nicht mehr auf dem Schulgleiter, sondern auf dem Übungssegelflugzeug BABY 2 b gelernt. Hier werden dann Voll- und Doppelvollkreise geflogen. So geht es dann weiter bis zur Segelflugerlaubnis und Prüfung, die dann in Neustadt-Glewe, dem Bezirksstützpunkt der Segelflieger, stattfindet.“ Das alles erzählte mir mit Begeisterung und Stolz der Jugendfreund. Erwähnen möchte ich noch, daß „SG 38“ ein Gleiter in Ganzholzbauweise für die Anfängerschule und „BABY 2 b“ ein einsitziges Übungssegelflugzeug ist.

Mit wieviel Freude und Interesse unsere Segelflieger bei ihrer Sache sind, davon zeugt die am Rande des Flugplatzes gelegene Halle für die Flugmaschinen, die sie aus eigener Kraft bauten. Ob wir nach vielen Jahren vielleicht einen der begeisterten Segelflieger als Führer einer Maschine der Nationalen Volksarmee oder einer Passagiermaschine der Deutschen Lufthansa wiedertreffen?

ISOLDE WAAG

### *Die neue Spielzeit des Landestheaters Parchim*

Auch in diesem Jahr möchte Sie das Landestheater Parchim am Anfang der Spielzeit kurz mit den Werken bekanntmachen, die Sie — wenn Sie regelmäßiger Theaterbesucher sind — im Laufe der kommenden elf Monate sehen werden. Sie können feststellen, daß wir versucht haben, Ihnen einen abwechslungsreichen Spielplan zu bieten, Sie in möglichst vielseitiger Weise mit der Dramatik vieler Autoren bekanntzumachen.

Als Übernahme aus der vergangenen Spielzeit bieten wir Ihnen die Komödie „Zwei Engel steigen aus“ von Günther Weisenborn, der in diesem Stück auf sehr amüsante Weise die guten und bösen Seiten des Menschengeschlechtes (vor allem die guten, versteht sich!) durch zwei Engel studieren läßt. Im Laufe der Spielzeit bringen wir vom gleichen Autor noch ein anderes Werk: „Lofter oder Das verlorene Gesicht“ nach dem Roman „Die lachende Maske“ von Victor Hugo. Mit diesen beiden Werken stellen wir Ihnen einen bedeutenden westdeutschen Autor vor: Günther Weisenborn lebt in Hamburg.

Herr Staatsanwalt von Treskow stolpert mit Hilfe eines einfachen Hundemaulkorbes die Beförderungsleiter hinauf. Heinrich Spoerl schrieb darüber

eine Komödie. Sie heißt — natürlich — „Der Maulkorb“. Sie werden Sie noch in diesem Jahr sehen.

Auch unsere deutsche Klassik haben wir nicht vergessen. Wir bringen in dieser Spielzeit Friedrich Schillers „Don Carlos“.

Mit elf anderen Theatern gemeinsam beteiligen wir uns an einer Uraufführung. „Das Laternenfest“ des jungen Autors Hans Pfeiffer ist es, das die Aufmerksamkeit so vieler Theater zugleich auf sich gelenkt hat, und wir freuen uns, daß sich unser Theater daran beteiligen kann, halten wir dieses Stück doch für eines der besten, die in den letzten Jahren für das deutsche Theater geschrieben wurden.

Auch ein anderes Werk hat bei seinem Erscheinen alle Blicke auf sich gezogen. Die beiden Amerikaner Frances Goodrich und Albert Hackett dramatisierten das „Tagebuch der Anne Frank“, das in den vergangenen zwei Jahren seit seiner Uraufführung an Hunderten von Bühnen in allen Teilen der Welt unter großer Teilnahme der Menschen aufgeführt wurde. Sie werden es in dieser Spielzeit auch vom Landestheater Parchim sehen können.

„Zum goldenen Anker“ heißt eine Komödie des bekannten französischen Dramatikers Marcel Pagnol. Sie werden sie am Ende dieser oder am Beginn der nächsten Spielzeit kennenlernen können. —

Für unsere Opernfreunde und die, die es sicher noch werden, haben wir zwei Opern im neuen Spielplan. In der vergangenen Saison sahen Sie Albert Lortzings „Waffenschmied“. Sicher hat Ihnen die Oper gefallen. Diesmal werden Sie eine andere Oper von Lortzing, den „Wildschütz“, kennenlernen. Von Wolfgang Amadeus Mozart bringen wir eine konzertante Aufführung seiner Oper „Figaros Hochzeit“. — Die Freunde der leichten Muse kommen auch nicht zu kurz. Ralph Benatzky, von dem Sie schon „Meine Schwester und ich“ kennenlernten, schickt diesmal sein „Bezauberndes Fräulein“ zu Ihnen.

„Ein Walzertraum“ von Oskar Strauß wird Ihnen sicher ebenfalls gefallen. Dann stellen wir Ihnen den Vater und Meister der Operette, Jacques Offenbach, vor. „Madame Favart“, sein vorletztes Werk, macht Sie mit seinem Schaffen bekannt.

„Muß das sein?“ fragen uns Erich Heller und Margret Gruchmann-Reuter. Glücklicherweise brauchen wir, unten im Parkett, nicht sofort zu antworten. Hier ist es der Titel eines musikalischen Lustspiels, und Lotte und Theo, die beiden „Helden“, werden erst einmal für sich selbst die Antwort suchen. Es kann ja sein, daß Ihre Antwort ähnlich ausfällt. Es wird sicher sehr amüsan. —

Eine ganze Menge haben wir uns vorgenommen, nicht wahr? Wir hoffen aber auch, daß wir Ihnen viele frohe und schöne Stunden mit unseren Theaterabenden bereiten werden. Das ist jedenfalls unsere Absicht. Wir freuen uns, wenn wir recht viele von Ihnen im Zuschauerraum wiederfinden werden. Denn Ihnen zur Freude spielen wir ja!

KUBA:

Aus: „**Gedicht vom Menschen – Macht Frieden!**“

Macht Frieden im Namen des Herzens,  
im Namen des Hirnes – das denkt.  
Mensch ist nichts als Mensch.  
Sein oberster Herr ist der Leib.  
Gehorcht und bedient ihn.  
Seit Adam wird nichts mehr verschenkt.  
Macht Frieden im Namen  
des Mannes im Manne,  
im Namen des Weibes im Weib.  
Macht Frieden im Namen des Menschen  
im Menschen.

Wir wollen beginnen,  
dies Leben zu ordnen.  
Verdammt sei „Warum“.  
Das „Was“ will erlöst sein,  
das „Wie“. Macht Frieden im Namen  
von Herz und von Hülle, im Namen  
von außen und innen.  
Macht Frieden im Namen des Menschen.  
Im Namen der Harmonie.

Das Heft enthält:

	Seite
E. R. Müller: Amtsrat Clausius und die Bückwitzer Bauern (Forts.)	257
Will Anders: Prignitzer Heimatspiele	263
Ernst Stadtkus: „Daet is he sülwst“ (Gedicht)	267
Konrad Krüger: Scheue Waldvögel eroberten unsere Städte!	268
Walter Bredthauer: 1000 Jahre Putlitz (Fortsetzung)	270
H. Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge (Fortsetzung)	283
Willi Ulrich: In Höhenluft über Perleberg	285
Isolde Waag: Die neue Spielzeit des Landestheaters Parchim	286
Kuba: Aus „Gedicht vom Menschen – Macht Frieden“	288

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission  
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Str. 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Das Wittenberger Rathaus. Aufnahme: Günter Heine, Wittenberge

Septemberheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen  
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten  
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 574-57 - 7014



*Wittstock — Auf dem Stadtwall*

Foto: Arthur Schacht